

Literatur-Rundschau

Harald Pawlowski: Die Zukunft liegt in jedem Augenblick. Mein Leben. Oberursel: Publik-Forum Verlagsgesellschaft 2005, 412 Seiten, 14,90 Euro.

Harald Pawlowski ist einerseits, wie man so sagt, ein Mensch wie du und ich, andererseits ein durchaus besonderer Mensch, der auf eine bemerkenswerte Lebensleistung zurückblicken kann: Er hat, nachdem die am 27. September 1968 erstmals erschienene katholische Wochenzeitung „Publik“ am 19. November 1971 eingestellt worden war, aus dem Nichts heraus eine magazinähnliche Zeitschrift gegründet, die er später „Zeitung kritischer Christen“ nannte: „Publik-Forum“. Sie erschien zum ersten Mal am 28. Januar 1972 und erscheint heute noch, mittlerweile mit einer Auflage von 43 000 Exemplaren. Die Basis für die Neugründungen waren weniger die prominenten Unterstützer mit klingendem Namen, sondern konkret die Leserinitiative Publik. Und Mitgründer, über viele Jahre auch Herausgeber der Zeitschrift, waren deren führende Köpfe Heinz-Wilhelm Brockmann und Werner Schwaderlapp. Brockmann war es auch, der in den Jahren 1973 bzw. 1976 die ersten um wissenschaftliche Objektivität bemühten Berichte über das Projekt publizierte, und zwar in „Communicatio Socialis“.¹

„Publik-Forum“ fing nicht die verwaiste Rest-Leserschaft von „Publik“ auf, sondern den harten Kern derer, die sich im Protest gegen das Ende von „Publik“ zusammengefunden hatten. Zwar verstand sich die neue Zeitschrift anfangs als „kleiner Platzhalter“ von „Publik“ (so Pawlowski in der PF-Jubiläumsausgabe von 2002, S. 12), aber dies nur so lange, als die Hoffnung bestand, einige der deutschen Bischöfe, unter ihnen führend Heinrich Tenhumberg (Münster), würden sich vielleicht doch noch zur Wiederbelebung des großformatigen Wochenblattes durchringen.² In Wirklichkeit erwies sich die Zeitschrift eher als ein Nischenprodukt für eine von den „Frankfurter Heften“ nicht in geeigneter Weise belieferte Nische. Deren Potential – kritische Katholiken, teils links, teils grün, teils befreiungstheologisch beflügelt – wuchs, je deutlicher nach dem Zweiten Vaticanum und der Würzburger Synode ein „roll back“ in der Kirche erkennbar wurde.

Die Redaktion erkannte das schnell und geschickt: „Die eigentliche Marktnische, die es zu pflegen und auszubauen galt, war somit in der ersten Stufe der Existenz der Zeitung das ‚katholisch-kritische Reform-Milieu‘. Die Strategie der Zeitung war dadurch vorgezeichnet: das Leserpotenzial dieser katholischen Nische mobilisieren und dann, ohne dessen Interesse aufzugeben, die Nische nach zwei Seiten auszuweiten, das katholische Potenzial in das

¹ Heinz Wilhelm Brockmann: Leserinitiative Publik: der „Weg von unten“ bzw. „Publik-Forums“ (kirchen-)treue Leser: Ergebnisse einer Analyse. In: ComSoc, 6. Jg. 1973, S. 134–143, bzw. 9. Jg. 1976, S. 59–66.

² Vgl. Günter Graf: „Publik“ – eine katholische Wochenzeitung und eine Dissertation. In: ComSoc, 37. Jg. 2004, S. 284–304.

ökumenische Feld zu führen und das Leserpotenzial politisch-sozial bis hinein in befreundete innerparteiliche Oppositionsgruppen und in die außerparlamentarische Opposition zu erweitern.“ (Pawlowski in der erwähnten Jubiläumsnummer). Da Harald Pawlowski jahrelang Alleinredakteur war, ist es sein Verdienst, das publizistische Angebot auf die Bedürfnisse der Nische hin richtig gestaltet zu haben. Protestträchtigen Stoff gab es genug in den späten siebziger und auch noch in den achtziger Jahren. Die Unzufriedenheit mit Kirche und Staat und internationaler Politik konnte sich frei entfalten, nicht ahnend, was mit den neuen und wirklich ernststen Bedrohungen (Stichworte Arbeitslosigkeit und Globalisierung) noch auftreten werde.

Damit sind wir wieder bei den vorliegenden Memoiren. Denn der angesichts der Zwecke unserer Zeitschrift besonders interessante Teil des Buches, die Erinnerungen an „Publik“ und an die Entwicklung von „Publik-Forum“, umfassen nur die Seiten 225 bis 392, also 168 von 412. (Wer sich über die PF-Geschichte gezielt informieren will, greift besser zu der erwähnten Jubiläumsnummer von 2002, aus der für das neue Buch so manches entlehnt worden ist.) Verhältnismäßig breit schildert der Erinnernde das Hamburger katholische, d.h. Diaspora-Milieu sowie Kindheit und Jugend im Dritten Reich, die Rollen, die Familie, Schulen und Hitler-Jugend für ihn gespielt haben. Da ich nur vier Jahre jünger bin als er, habe ich diese ersten 100 Seiten mit besonderem Interesse gelesen. Nicht ganz deutlich wird, warum P. schon ab 1940 (früher Bombenschaden am Wohnhaus) in ein Kinderland-Verschickungs-Lager (KLV) geschickt wurde („44 der 67 Monate zwischen September 1939 und Mai 1945“!).

Nachdem der Krieg überstanden war, machte P. sich weniger auf den zweiten Bildungsweg als überhaupt auf den „dritten Weg“: katholischer Jugendführer, politischer Jung-Aktivist, CAJ-ler mit starker Frankreich-Orientierung (JOC), „Ausflug in die Parteipolitik“ (CDU), „Lernziel Zivilcourage“. 1960 wurde er aus der (Hamburger) CDU ausgeschlossen, – oder auch nicht (?) (vgl. S. 181): Adenauer setzte sich für seine Wiederaufnahme ein.

Von 1961 bis 1964 arbeitete P. beim „Spiegel“, als penibler Verifizierer auch von Rudolf Angstein geschätzt. Dann sehen wir eine Zeitlücke, denn: „1967, nach drei Jahren beim ‚Spiegel‘ wurde mir ... ein interessantes berufliches Angebot für Bonn gemacht“ (S. 207). Er wurde leitender Redakteur des Informationsdienstes der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA). In dieser Rolle lernte ich ihn seinerzeit als kompetenten und kommunikationsfreudigen Journalisten kennen. Nach seiner Einschätzung wurde er vom „Katholischen Büro“ zur KNA nach Bonn geholt, um als notorischer Linker angesichts des sich andeutenden Machtwechsels Kontakte zur SPD, insbesondere zu Herbert Wehner, aufzubauen. Dass sich gleichzeitig eine – hier dramatisch geschilderte – Feindschaft zum KNA-Chefredakteur Konrad W. Kraemer entwickelte, ist dem Außenstehenden damals nicht aufgefallen.

Ab Seite 225 wird – mit seltsamen Unterbrechungen („Ich schätzte Rudi Dutschke“, S. 234f.) – die Vorphase der „Publik“-Gründung geschildert: Erzbischof Höffner an der Spitze des Widerstandes (?), „großbürgerliches Projekt“; danach Kämpfe um die Redaktion, Ungleichverteilungen in der Redaktion; viele Sticheleien gegen den „Rheinischen Merkur“. Die ökonomischen Gründe für die Talfahrt

von „Publik“ werden zutreffend geschildert, manches andere parteiisch: „Publik musste sterben, damit der konservative Rheinische Merkur leben konnte.“ (S. 265) Das kann man auch differenzierter erinnern. Richtig ist, dass der „Rheinische Merkur“ bei konservativen Katholiken beliebter war als „Publik“, richtig war und ist, dass der „Merkur“ seither und heute immer noch mit hohen Millionenbeträgen subventioniert wird, und immer unverständlich wird bleiben, warum diese Subventionspolitik mit einer gewissen Schamlosigkeit schon betrieben wurde, als man bei „Publik“ die betriebswirtschaftlichen Daten ohne Milderungsgründe sprechen ließ.

Aber die andere Seite – nämlich der Einsatz von Heinrich Tenhumberg für „Publik“ und die Schlacht am „Publik“-Tag der Würzburger Synode (11. Mai 1972) – wird von P. sichtlich geringer bewertet als der Furor der Gegner. Hier schleichen sich auch Fehler ein. Karl Forster, immerhin auch Autor eines nicht unparteiischen, aber ziemlich transparenten Berichts zum ökonomischen Ende von „Publik“, kommt auf Seite 263 als „Monsignore Förster“ (sic) nicht gut weg – die anderen Gutachten werden gar nicht erwähnt. Von einer „publizistischen Konzeption“ ist die Rede, die „Publik“, schon ehe das Geld knapp wurde, die Spitzenstellung abgesprochen habe (S. 297). Falls damit das „Sofortprogramm“ gemeint sein sollte: Es wurde auf den 11. Mai 1972 hin in einer Blitzaktion entwickelt – konstruktive Abwehrmaßnahmen gegen den leidenschaftlichen Pro-Publik-Protest der Synodalen. Und manches aus seinen Inhalten hat sich doch mittlerweile bewährt.*

Pawlowski's Buch ist schwer auf eine Summa zu bringen. Die Kapitelüberschriften klingen konventionell

lebens- und/oder berufsgeschichtlich geordnet; die Schreibweise (nicht nur der Stil) ist journalistisch; viele Unterabschnitte mit fett gesetzten Zwischenüberschriften sind kurz bis sehr kurz (15 Zeilen), manche von ihnen untereinander unverbunden. Auf Seite 408, also am Schluss, kommt der Autor auf Schwierigkeiten beim Aufschreiben von Erinnerungen zu sprechen: „Über Jahrzehnte hinweg hatte ich mich bewusst auf die mir wesentlich erscheinenden Fragen und deren Beantwortung konzentriert. Mit allem Nebensächlichen wollte ich mein Gedächtnis nicht belasten. Wissenschaftliche Bücher las ich lediglich unter dem Gesichtspunkt, nach diesem Raster die ‚Rosinen‘ aus dem Kuchen herauszusortieren. Als ich mich dazu entschloss, dieses Buch zu schreiben, ahnte ich nicht, mit welchen Schwierigkeiten ich beim Zusammentragen meiner Erinnerungen rechnen müsste. Denn zu vieles hatte ich bereits in die Kammer des zu Vergessenden abgeschoben. An eine Reaktivierung des Verflissenen hatte ich niemals gedacht.“ (S. 408)

Ein Abrücken vom erklärtermaßen nicht nur distanzierenden, sondern geradezu feindlich wirkenden Verhältnis zu CDU, Konrad W. Kraemer und dem Fuldaer Bischof Dyba wird auch im altersweisen Schlussteil („Mein Bewusstsein im Wandel“) nicht erkennbar.

Respekt vor dieser Ehrlichkeit. Aber noch größeren Respekt vor der Leistung, ein anspruchsvolles Periodicum ohne Gründungskapital gegründet, anfangs fast im Alleingang redigiert und ohne Subventionen nicht nur aufrechterhalten, sondern auch zu stetigem Erfolg geführt zu haben.

Michael Schmolke

Ron Brinitzer: Religion – eine institutionenökonomische Analyse, Würzburg: Ergon 2003 (=Religion in der Gesellschaft 14; zugleich Dissertation an der Universität Münster), 449 Seiten, Euro 40,00.

Die Institutionenökonomie untersucht – verkürzt gesagt – die Bedeutung einzelner Institutionen für das wirtschaftliche Zusammenarbeiten, welchen Beitrag sie liefern und welchen Vorteil der Wirtschaftskreislauf von den Institutionen hat. Die Ausgangsfrage war „What's the Purpose of the Firm“ (Olivier E. Williamson, 1985, aufbauend auf den Werken von P.A. Samuelson, 1970): Was ist der Zweck, der Grund der Daseinsberechtigung des Unternehmens? Welche Funktionen erfüllt ein Unternehmen generell in der Wirtschaft? Insbesondere die Weiterentwicklung in Gestalt der Neuen Institutionenökonomie untersuchte dabei die Auswirkungen, die Institutionen auf das Handeln von Menschen ausüben.

Letztlich führt dies auf die Rational-choice-Theorien diverser wirtschaftswissenschaftlicher Denker zurück, wobei der interessanteste Beitrag derjenige von Herbert A. Simon (1957) mit seiner Idee der „bounded rationality“ (begrenzte Rationalität) gewesen sein dürfte: Da der Mensch niemals vollkommene Informationen über seine Marktpartner besitzen dürfte, da dies aufgrund der Informationsfülle schlechterdings unmöglich ist, wird der Mensch seine Auswahl und demzufolge sein Informationsverhalten allein auf diejenigen potentiellen Marktpartner ausrichten, die zu einem vernünftigen Aufwand zu evaluieren sind. Ohne diese Idee nun in extenso fortzuführen, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sowohl Wirtschaftswissenschaftler als auch Religionssoziologen seit langen Jahren

an der Frage arbeiten, in welcher Form dieses wirtschaftlich ausgerichtete Handeln auch auf die Auswahl an religiösen Angeboten übertragbar sei. Oder anders ausgedrückt: Menschen fragen nach religiösen Gütern mit rationalen Kriterien, und dazu müssen Kirchen als Makler oder Handelsvermittler von Religion einen spezifischen Beitrag leisten, um in eben dieser Funktion wahrgenommen zu werden, einschließlich der für ein wirtschaftlich erfolgreiches Handeln erforderlichen Marketing- und Kommunikationsmaßnahmen. Ein auf den ersten Blick sicher ketzerischer Ansatz, der aber nicht eines gewissen Charmes entbehrt. Denn dieser Ansatz unterstellt implizit oder explizit, dass Menschen von Natur aus religiös sind – wie könnten sie sonst auch überhaupt zu religiösen Nachfragern werden?

Ron Brinitzer, zwischenzeitlich Mitarbeiter der FDP-Landtagsfraktion in Düsseldorf, geht genau diesen Weg. In seiner Dissertation legt er zunächst die Grundlagen einer religiösen Nachfrageentscheidung aus wirtschaftswissenschaftlicher und religionssoziologischer Sichtweise dar, wobei er Ideologien und Religion gleichsetzt (was sicher für einige Leser nicht ganz leicht nachzuvollziehen sein wird). Für ihn ist die Besonderheit religiöser Nachfrage durch eine Verbindung ökonomischer und psychologischer Kosten sowie einer Abwägung zwischen Aussagen und Wahrnehmungen (Dissonanzen) gegeben, wobei die Nachfrageentscheidung insgesamt dennoch als Prozess ökonomischer Abwägung zu betrachten ist. Folglich können Religionsgemeinschaften auch nur als Unternehmen betrachtet werden und Religion als wirtschaftlich zu handelndes Gut.

Dem Nachfrager steht ein Anbieter von Religion gegenüber, der von

seinen Nachfragern eine hohe Vorinvestition erfordert, in Form von Vertrauen in die Richtigkeit der Lehre, Unterordnung der eigenen Lebensführung unter die religiösen Normen usw. Hat der Anbieter Erfolg, wird er zur Kirche, womit eine professionelle Organisation erforderlich wird, einschließlich der Vertriebsstrukturen, Geschäftslokalitäten etc. Damit entstehen hohe Fixkosten, die sich wiederum auf die Nachfrager überwälzen lassen, wenn man die Nachfrager langfristig zu binden vermag.

In diesem religiösen Austauschgeschäft oder auch Handel entstehen Informationsasymmetrien, zum einen zwischen dem Menschen und dem Priester, zum anderen zwischen dem Priester und Gott. Denn der Nachfrager kann nicht unbedingt zum Zeitpunkt seiner Nachfrageentscheidung die Richtigkeit der Lehre überprüfen. Der Kauf von Religion wird zum Vertrauenskauf, folglich muss der Kommunikationsstil zwischen Anbieter und Nachfrager entsprechend ausgestaltet werden.

Ein nächster, sehr pointiert aufgearbeiteter Gedanke besteht in der „free rider“-Problematik, d.h. der Tatsache, dass Religionsausübung per se ein öffentliches Gut ist, also auch durch eine hohe Anzahl an Nachfragern nicht „abgenutzt“ wird, aber zu immer höheren Produktionskosten durch vermehrten Organisationsaufwand führt. In Sekten geht man nach Ansicht des Autors damit sehr elegant um, in dem von allen Nachfragern Eintrittsgebühren in Form von Opfern verlangt werden, man aber dazu auch einen ungleich höheren Überwachungsaufwand tätigen muss.

Der abschließende Teil beschäftigt sich mit den ökonomischen Auswirkungen von Religion, da aufgrund religiöser Normen und Werte die

Mitglieder einer Gesellschaft bestimmte Handlungsweisen zeigen, die aber nicht zwingend alle den gleichen Effekt haben - zu groß sind die Interpretationsspielräume der einzelnen Menschen und damit die möglichen Verhaltensweisen. Volkswirtschaftliches Gewicht erlangen Religionen insbesondere durch ihre Wohlfahrtsanstrengungen, eine direkte Folge aus dem jeweiligen Menschen- und Gottesbild. Und dazu dient vor allem die Stärkung der Gruppenzugehörigkeit und der gegenseitigen Verantwortungsübernahme.

Führt man nun diese Ansätze zusammen, so wird deutlich, dass allein die Organisation von Religion in Form von Kirchen und den damit verbundenen Elementen von Erfahrung, unsicherheitsreduzierenden Strukturen und Sanktionsmöglichkeiten es dem religiösen Menschen ermöglicht, das für eine religiöse Nachfrage notwendige Vertrauen und die dazu gehörigen Kosten aufzubringen. Das ist also der Zweck des Unternehmens Kirche - wären Theologen im Hinblick auf die Definition der sichtbaren, pilgernden Kirche auf grundsätzlich andere Gedanken gekommen?

Insgesamt sind die Ausführungen als solche nicht neu, da sie an den (auch vom Autor durchweg zitierten) Quellen bereits dargelegt wurden. Das Werk besticht aber durch eine sehr stringente Gedankenführung und Zusammenfassung der bisher erarbeiteten Ansätze. Es lohnt sich damit als gute Ausgangsbasis für die nachfolgende wissenschaftliche Auseinandersetzung. Besonders die Zusammenfassung der innerorganisatorischen Merkmale und der Betrachtung der Beziehungen zwischen Kirche und Nachfrager im Rahmen einer inzwischen allgemein akzeptierten Theorie wird vor allem Ökonomen viele wichtige Impulse geben.

Inwiefern Theologen den ökonomischen Sprachgebrauch und das damit verbundene Bild von Religion und Gottes Botschaft als Gegenstände wirtschaftlichen Handelns aufnehmen, steht auf einem anderen Blatt. Zu sehr unterscheiden sich die ökonomische Interpretation von Kirche bzw. Religion als einer mit Kosten und Beiträgen verbundenen Veranstaltung einerseits und der aus Liebe zum Menschen von Gott frei vergebenen Gnade und Zuwendung andererseits. Aber zumindest das organisatorisch-materielle Handeln der Kirche kann ausgehend von den institutionenökonomischen Ansätzen hinterfragt werden. Praktische Handlungsvorschläge wird man hingegen weder für die eine noch für die andere Wissenschaftsdisziplin erwarten dürfen, was aber auch nicht Sinn und Zweck einer derart grundsätzlich angelegten Arbeit ist.

Steffen W. Hillebrecht

Willem Marie Speelman: Liturgie in beeld: Over de identiteit van de rooms-katholieke liturgie in de elektronische media. Instituut voor Liturgiewetenschap, Rijksuniversiteit Groningen, und Liturgisch Instituut, Theologische Fakultät Tilburg 2004 (= Netherlands Studies in Ritual and Liturgy, Band 3), 283 Seiten, Euro 15,00.

Ist die Live-Übertragung einer Eucharistiefeier ein Sendeformat oder Liturgie? Dies ist die Ausgangsfrage der Untersuchung von Willem Speelman, die er im Auftrag der niederländischen bischöflichen Kommission für Liturgie und Medien durchführte. Der Verfasser arbeitet als Dozent an der Katholischen Theologischen Universität Utrecht. Seine Untersuchung bezieht sich trotz des auf Fernsehen ausgerichteten Titels („Li-

turgie im Bild“) sowohl auf Radio- als auch auf Fernsehübertragungen und ist damit die dritte wissenschaftliche Arbeit im deutsch-niederländischen Raum zur Frage der Gottesdienstübertragungen im Fernsehen.

1998 war die liturgie-theologische und empirisch-theologische Untersuchung „Unterwegs zu einer Fernsehgemeinde: Erfahrung von Kirche durch Gottesdienstübertragungen“ (Martin Gertler, KIM Köln) erschienen, die zunächst Geschichte und Konzeption der Übertragungen darlegte und dann aus theologischer sowie kommunikationswissenschaftlicher Sicht den Zusammenhang zwischen Liturgie, Partizipation und Erfahrung von Kirche untersuchte. Der empirische Teil fragte nach dem Vorkommen von „Erfahrung von Kirche“ in der Zuschauerpost von 250 Personen und kam zu dem Ergebnis, dass Kirchlichkeit, häufiges Einschalten, Vorkommen biografisch relevanter Themen in den Gottesdienstübertragungen, gefühlsmäßige Bezüge, aktive Teilnahme („Mitfeiern“) und positive Nachwirkungen zur Erfahrung von Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden beitragen können.

2000 publizierte Beate Gilles „Durch das Auge der Kamera: Eine liturgie-theologische Untersuchung zur Übertragung von Gottesdiensten im Fernsehen“ (LIT Münster). Die Studie gab mit der Positionierung von Liturgie einerseits und dem Programmformat des Mediums Fernsehens andererseits – Gottesdienstübertragung als eigenständige Gottesdienstform und eigenständiges Programmformat – Willem Speelman eine Betrachtungsweise vor, die nun zur Prämisse auswuchs und bei beiden nicht als von konkreten Gottesdienstübertragungen abgeleitetes Konstrukt erkennbar wurde, dessen Verallgemeinerbarkeit zumindest in Frage zu stellen wäre.

Sicherlich zeigen manche Gottesdienstübertragungen Elemente wie Einspielungen von Bildsequenzen zur Meditation oder auch besonders inszenierte Auftritte, die nicht grundsätzlich Bestandteil einer Liturgie sind, bei der keine Kameras und Mikrofone zugegen sind – doch erweisen sich solche Elemente bei näherer Betrachtung meist lediglich als für die mediale Übertragung nicht notwendige Zutaten seitens der Regie und der Redaktion des Senders. Aufgrund einer wiederholt möglichen Beobachtung solcher Phänomene die geradezu ontologische Aussage zu treffen, dass im Fernsehen übertragene Eucharistiefeiern eine eigene Gottesdienstform „sind“, lässt sich daraus aber genau nicht begründen.

Seit Jahrzehnten werden je nach Bedarf elektronische Medien bei Gottesdiensten eingesetzt: Lautsprecheranlagen (die sicherlich dazu führen, dass die Agierenden ans Mikrofon treten müssen, wodurch die Liturgie möglicherweise verändert durchgeführt wird), Großbildschirme bei Open-Air-Gottesdiensten auf großen Plätzen (körperlich Anwesende „sehen“ dadurch auch aus hundert Metern Entfernung die Bildausschnitte vom Altar überlebensgroß – doch was sie nicht gezeigt bekommen, sehen sie nicht), das Megafon bei der Fronleichnamsprozession ... Medien sind immer häufiger hilfreich zugegen, doch ergibt das keine Grundlage, deshalb „eigenständige Gottesdienstformen“ zu ernennen, zumal dazu keine konsistente Systematik vorliegt. Analog wäre zu behaupten, dass ein Pontifikalamt im Dom ohne Mikrofonanlage eine andere Gottesdienstform sei – zu beobachten wäre allenfalls die Unruhe der Anwesenden wegen der fehlenden Möglichkeit zur Mitfeier – oder dass die Einführungsmesse von Joseph Ratzinger als Papst Benedikt XVI. mit hunderttau-

send körperlich anwesenden Mitfeiernden auf dem Petersplatz unter strengem Verzicht auf Kameras und Mikrofone tatsächlich eine andere Gottesdienstform gewesen wäre.

Die Wechselwirkungen zwischen Liturgie und dem Übertragungsmedium Fernsehen, nach denen Speelman (wie zuvor schon Gilles) mit Sorge fragt, lassen sich daher aufgrund der undefinierbaren Prämissen nicht wirklich analysieren und infolgedessen nicht konzeptionell nutzen. Der Verfasser verzichtet nach eigener Darstellung auf eine eigene Theorie: Er erarbeite nicht ein einzelnes Thema, denn Analysen ließen immer von allem ein bisschen sehen. Er möchte einen Beitrag liefern zu einer guten Praxis der Gottesdienstübertragungen, hat dazu je vier konkrete Radio- und Fernsehübertragungen nach einem eigenen System analysiert. Dennoch formuliert er einige Thesen, mit denen er das Gespräch über die medialen Übertragungen stimuliert.

So bringt Speelman einen Begriff „Mediation“ ein, der die Instrumentalisierung der medialen Semiotik für die liturgische Teilnahme meint, aber von ihm noch nicht näher definiert wird. Verbindungen zwischen Bildern des Menschen und der Wirklichkeit sollen gezogen werden und daraus ein Kommunikationssystem, eine mediale Semiotik entstehen. Damit spricht er das an, was der Regisseur einer Gottesdienstübertragung als Bildsprache bezeichnen würde, die zu einer bestmöglichen Teilnahme beitragen will. Ferner beschreibt er die Rezeption via Medium als eine authentische Teilnahme an der liturgischen Feier: Weil der Rezipient die medienbedingte Virtualität aktualisieren und Wirklichkeit werden lassen kann, sei zwar kein Sakramentenempfang via Medium möglich, aber die „geistliche Kommunion“.

Den Gedanken einer aus regelmäßigen Gottesdienstübertragungen resultierenden „Fernsehgemeinde“ (Gertler 1998), der seit den siebziger Jahren in den Niederlanden durch das „Omroepbestuur“ (Rundfunkpastorat) und später auch in Deutschland zur Erfahrung vieler Menschen wurde, will der Autor ganz im Sinne der Auftraggeber seiner Untersuchung verwerfen. Er plädiert für eine andere Sicht: die „communio“, die vor allem eine Gemeinschaftlichkeit des einzelnen gläubigen Rezipienten mit Gott sei. „Ich und mein Gott“ – diese reduzierende Perspektive erinnert an Vorstellungen aus dem protestantischen Raum wie auch aus traditionalistischen Kreisen, die sich von den stärker auf erlebbare Gemeinschaft setzenden Zielen des Zweiten Vatikanischen Konzils absetzen.

Statt „Wir sind Kirche“ nun „Ich und mein Gott“ – auf diesen plakativen Nenner lässt sich die Wende in der Nutzung der elektronischen Medien seitens der niederländischen Kirche in den letzten zehn Jahren bringen, die Speelman mit seiner Abkehr von jeglicher „media community“ nun unterstützt. Die Gemeinschaftserfahrung als Resultat der Übertragungspraxis setzt er dazu dem Verdacht der Intentionalität aus, die aber mit der eigentlichen Intention der Liturgie kollidiere.

Hier sind Bedenken anzumelden. Prüft man nämlich mit diesen Kriterien die sonstige pastorale Praxis der Kirche, dürfte sie keine liturgischen Aktivitäten mehr mit der Intention der Gemeinschaftsbildung koppeln, in letzter Konsequenz daher weder Pfarrgemeinden bilden noch die „Neigungsgemeinden“ in den Städten, den Wallfahrts- und Klosterkirchen zulassen, sondern nur noch für eine möglichst breit gestreute Sakramentspendung sorgen.

Speelman vermutet, dass seinerzeit die Medien und das „Omroepbestuur“ das Bild der „Fernsehgemeinde“ von ihrer Zielgruppe gebildet hätten – doch er bezweifelt, dass sie wirklich existiert. Genau da liegt das Dilemma des ontologischen Denkens: Medien unterstellt man gern, dass sie Bilder oder Vorstellungen produzieren, die aber nicht „der Realität“ entsprechen, und macht sie für anzutreffende Vorstellungen bei den Rezipienten verantwortlich – der Rezipient ist dann mehr oder weniger unmündiges Opfer. Diese Annahme wird allerdings längst durch die Epistemologie widerlegt, die grundsätzlich die Entwicklung von Wirklichkeitsvorstellungen als individuell eigene Aktivität beschreibt und damit auch die Verantwortlichkeit jedem Einzelnen belässt.

Konstruktivistische und andere kommunikationswissenschaftliche Ansätze finden sich bei Speelman nicht, obgleich er sich ausführlich mit einer Aktivität der Massenmedien – den Gottesdienstübertragungen – beschäftigt. Systemtheoretische und konstruktivistische Sichtweisen, die längst zum kommunikationswissenschaftlichen Gepäck zählen, könnten möglicherweise aber zu durchaus anderen Impulsen führen, die ebenfalls für eine gute Praxis der Gottesdienstübertragungen dienen könnten: etwa eine Beschreibung der verschiedenen Systeme (Pfarrgemeinde, Übertragungsteam, Bistum, Sender etc.) und die Wirkweisen innerhalb und unterhalb der Systeme sowie die Erfassung verschiedener Wirklichkeitsbeschreibungen, wozu es nicht zwingend immer gleich einer ergänzenden empirischen Untersuchung bedarf.

Willem Marie Speelman ging es aber um „die Identität der römisch-katholischen Liturgie in den elektronischen Medien“, so der Untertitel

seiner Publikation. Ein jenen Medien angemessenes Vorgehen bedarf statt einer nur kirchenpolitisch ausgerichteten und theologischen Sicht auf die Medien einer gewollten Interdisziplinarität mit kommunikationstheoretischen Ansätzen, die wiederum zu einer anderen Vorgehensweise führt. Duales Denken - hie Liturgie, da Medien - bleibt unüberwindbar, solange man nur von einer Perspektive aus zu betrachten imstande ist. Eine systemische Betrachtung hingegen eröffnet neue Möglichkeiten: Liturgie findet zwar mit und ohne Medien statt, via Medien nehmen aber deren Rezipienten an ihr teil - und: Durch die Medien gibt es für viele (meist alte und kranke) Menschen überhaupt erst Liturgie und eine Teilnahmemöglichkeit an ihr.

Die Schlussbitte des Verfassers, eine Folgeuntersuchung und eine permanente Entwicklung einer Theologie der Medien in Verbindung mit der Liturgie zu ermöglichen, ist daher - ergänzt um den Wunsch nach Interdisziplinarität - sehr zu unterstützen.

Martin Gertler

Mirko Marr: Internetzugang und politische Informiertheit. Zur digitalen Spaltung der Gesellschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (= Forschungsfeld Kommunikation, Band 19), 255 Seiten, 29,00 Euro.

Gräben verheißen normalerweise nichts Gutes. Egal, ob nun ein geologischer Bruch wie der San Andreas Graben mit unschöner Regelmäßigkeit San Francisco mit Erdstößen bedroht oder - ebenfalls regelmäßig, aber mit höherer Frequenz - die Sozialwissenschaften Gräben in der Gesellschaft ausmachen. Nach arm und reich, Nord und Süd, Ost und West, Erster und Dritter Welt, Män-

nern und Frauen, Wissenskluft, Ressourcen, Infrastruktur und Information haben wir es nun also mit dem „digital divide“, der digitalen Spaltung, zu tun. Diesmal steht zumindest der Hauptschuldige für den Bruch von Anfang an fest: das Internet nämlich oder besser gesagt der Internetzugang. Hier stehen sich „Onliner“ und „Offliner“ gegenüber, und die Spaltung verläuft nicht zwischen Ländern und Kontinenten, sondern sozusagen vor der Haustür. Die Frage ist nur, welche Bedrohung eigentlich von ihr ausgeht. Bebt es schon, oder zieht sich da nur ein Riss durch unsere Gesellschaft? Im Gegensatz zur Geologie, die seit Charles Francis Richter ein Messinstrument für die Gefahr ihrer Gräben hat, bleiben die gesellschaftlichen Erschütterungen durch vermutete soziale Spaltungen oft schwer messbar.

Das wirkliche Gefahrenpotenzial des „digital divide“ zu klären versucht Mirko Marr in seiner Dissertation. Sein Ansatz ist dabei, dass eine Zugangskluft bei einem neuen Medium noch keine dramatischen gesellschaftlichen Effekte nach sich ziehen muss solange diejenigen, die keinen Zugang haben, dieselben Informationen auch auf andere Weise bekommen können. Erst wenn die Nutzer der neuen Technologie gerade durch sie einen Wissensvorsprung vor den Nicht-Nutzern erhalten, könne man von einer Gefahr für die Gesellschaft sprechen. Diese wirkungszentrierte Sicht hebt die sorgfältige, detailreiche Studie zunächst schon einmal von vielen bisherigen Arbeiten zum selben Themenbereich ab. Statt einer bloßen Bestandsaufnahme des Zugangs zum Netz und einer - gerade von Seiten der Politik oft gehörten - normativ begründeten Warnung interessiert Marr eher die Frage einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Relevanz einer digitalen Spaltung.

Weiterhin geht er für seine Untersuchung nicht a priori von größtmöglichen denkbaren Effekten des Internets aus, sondern macht sich im Gegenteil zunächst auf die Suche nach einem „kleinsten gemeinsamen Nenner“ – quasi einer Grundqualität medial vermittelten und angeeigneten Wissens –, um die Einflüsse des Internets darauf zu untersuchen. Denn erst wenn sich in diesem basalen Zusammenhang eindeutige Interneteffekte nachweisen ließen, so seine These, sei es sinnvoll, weitere mögliche Effektdimensionen zu untersuchen. Seine Wahl, mediale Politikvermittlung und politische Informiertheit zu untersuchen, leitet sich also „allein aus der defensiven Überlegung ab, dass die Informationsleistung im Bereich der politischen Kommunikation eine Basisfunktion von Medien darstellt, auf die alle anderen Leistungen mehr oder weniger aufbauen“ (S. 17).

Von dieser theoretischen Grundhaltung ausgehend, wertet der Autor in einer Sekundäranalyse zwei repräsentative Bevölkerungsumfragen in seiner schweizerischen Heimat aus. Mit Hinblick auf die Ergebnisse der Diffusionsforschung folgert er zunächst, dass vor dem Hintergrund der Verbreitung der neuen Technologie selbst in den Industrieländern auf jeden Fall von einer Differenzierung von „Onlinern“ und „Offlinern“ ausgegangen werden kann. Nach einem sprunghaften Anstieg der User-Zahlen um die Jahrtausendwende ist es in den letzten Jahren nicht mehr zu einem signifikanten Zuwachs gekommen, was die Vorstellung, wir würden bald alle nur noch über das Netz unsere Informationen beziehen, zumindest mittelfristig zur Utopie macht. Anscheinend gibt es auch in den Industrienationen Leute, die einfach keinen Anschluss an die neue Technologie wollen, und damit ist

zumindest eine Spaltung zwischen ihnen und den „Onlinern“ als solche real.

Eine Gefahr in puncto politischer Informiertheit dagegen lässt sich nach Marrs Ergebnissen nicht ausmachen. Zwar zeigt sich in den Studien, dass die „Onliner“ politisch interessierter sind und auch in einigen Bereichen des politischen Lebens besser informiert; doch der Autor kann nachweisen, dass dies nicht auf den Internetzugang zurückzuführen ist, sondern dass der Begründungszusammenhang quasi umgekehrt werden muss: Diejenigen, die sowieso zu den politisch besser Informierten gehören, haben auch eher einen Internetzugang. Den nutzen sie aber erstens auch nicht signifikant anders als weniger Informierte. Zweitens, und dies ist eines der wesentlichen Ergebnisse der Studie, beziehen sie ihren etwaigen Informationsvorsprung gar nicht notwendigerweise aus dem Netz, sondern aus den klassischen Medien: „Onliner“ lesen mehr Zeitung als „Offliner“.

Mirko Marr gelingt mit seiner Arbeit zweierlei: Erstens ist sie ein Lehrstück sorgfältiger empirischer Analyse und durchdachter theoretischer Herangehensweise an ein viel diskutiertes Problem. Zweitens helfen seine Ergebnisse, den einen oder anderen Mythos über das Internet zu entzaubern. Vor dem Hintergrund seiner Studie können etwa die Demokratisierungserwartungen an das Internet zumindest in Bezug auf die Ausweitung der politischen Informiertheit in der Bevölkerung in Frage gestellt werden. Auch die lange von Seiten der Politik betriebene Zugangsförderung erscheint vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse in ihrer Begründung zur Vorbeugung einer digitalen Spaltung fraglich. Bleibt noch der Bezug auf Charles Francis Richter und seine Erdbebenskala. Ei-

ne „Marr-Skala“ hat die Sozialwissenschaft zwar noch nicht, wohl aber ein gutes Beispiel dafür, dass nicht jede Idee einer gesellschaftlichen Spaltung einer gründlichen wissenschaftlichen Überprüfung standhält.

Michael Harnischmacher

Peter Overbeck (Hg.): Musikjournalismus. Konstanz: UVK 2005 (= Praktischer Journalismus, Band 59), 366 Seiten, 24,90 Euro.

Dass der Herausgeber eines Buches über Musikjournalismus in Singen aufgewachsen ist, mag bereits ein gutes Omen sein. Seit 1998 ist Peter Overbeck stellvertretender Institutsleiter beim Aufbaustudiengang Diplom-Rundfunk-Musikjournalismus an der Musikhochschule Karlsruhe. Nun hat er gemeinsam mit 18 weiteren Autoren das erste praktische Handbuch zum Thema „Musikjournalismus“ herausgegeben.

Sechs Kapitel widmen sich allgemein übergreifenden Fragen: Musikjournalismus im Rundfunk, im Kulturradio, im öffentlich-rechtlichen Popradio, in Printmedien und Internet sowie dem Beruf „Musikjournalist“. Von großem Nutzwert sind ein thematisch gegliedertes Literaturverzeichnis und ein Glossar, in dem der Einsteiger die Fachbegriffe der Branche nachschlagen kann. Dort erfährt der Leser, was Stringer und Bumper unterscheidet (nämlich die Platzierung vor oder hinter einem Programmteil) und dass er ab sofort, fiele das Wort „Donut“, nicht mehr an ein rundes amerikanisches Hefengebäck mit Loch in der Mitte denken sollte, sondern an ein vorproduziertes Verpackungselement samt Instrumentalteil, der in der Mitte Platz für eine Live-Moderation bietet.

Overbeck hat es geschafft, namhafte Autoren aus der Praxis zusam-

menzubringen. So schreiben beispielsweise Jürgen Christ, ehemaliger Programmdirektor Musik bei Klassikradio, und Andreas Kolb, Redaktionsleiter der „Neuen Musikzeitung“ sowie Chefredakteur der „Jazzzeitung“.

Häufig bildet bei den Musikjournalisten ein musikwissenschaftlicher Hintergrund die Ausgangsbasis. Auch wenn sie auch ihre Dissertationen über so abstrakte Themen wie „Adornos kompositorische und theoretische Auseinandersetzung mit der Zwölftontechnik“ geschrieben haben, schaffen sie es doch, dem Buch einen lockeren, angenehm lesbaren Stil zu verleihen. Es eignet sich denn auch mehr zum Durchlesen von vorne bis hinten als zum Herauspicken einzelner Kapitel. Diese sind untereinander schwer vergleichbar, da sie keiner einheitlichen Gliederung folgen.

Deutlich ist zu spüren, dass die Autoren den hehren Anspruch verfolgen, Musikjournalisten zu formen, die sich vom Einheitsbrei des Dudenfunks abheben. Radioprogramme sollen zu „akustischen Ausstellungen“ werden. Aus diesen sowie aus Platzgründen deckt das Buch die Bereiche Welt-, Volks- und Kindermusik nicht ab.

Die Autoren betonen zugleich, dass der Musikjournalist in erster Linie seine Hörer beeindrucken sollte, nicht seine Kollegen. Damit ihm dies gelingt, findet er im Band „Musikjournalismus“ die wichtigsten „Regeln fürs Schreiben fürs Hören“, Tipps zur Umformulierung von Pressemitteilungen, Spickzettel für Bühnenpräsentationen und Hilfe zur Gestaltung von Themenvorschlägen. Auch ganz praktische Hinweise zur Alters- und Gesundheitsvorsorge haben in Overbecks Kompendium ihren Platz.

Der Sammelband befasst sich zudem mit aktuellen Fragen der Com-

putertechnik, mit neuer Software, Weblogs und crossmedialen Darstellungsweisen. Damit die Leser stets auf dem neuesten Stand sind, bietet die Website zum Buch, „www.musikjournalismus.de“, zusätzliche Informationen, Literaturtipps und Hinweise zur Aus- und Weiterbildung. Im Buch genannte Links werden auf der Homepage dann jeweils aktualisiert.

Liane Rothenberger

Martin Sabrow/Ralph Jessen/ Klaus Große Kracht (Hg.): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945. München: Verlag C.H. Beck 2003, 378 Seiten, 15,90 Euro.

Mit einiger Verwunderung stellen die herausgebenden und mitarbeitenden Historiker mehrfach fest, dass, wann immer ein Thema der Zeitgeschichte öffentlich abgehandelt wird, die Massenmedien mitmischen. „...das Pendeln zwischen Elfenbeinturm und Talkshow“ sehen die Herausgeber als den kommunikativen Status ihres Metiers. Inzwischen muss man sagen „sahen“. Denn unter jenem Eindruck kamen sie im Jahr 2002 in Potsdam zu einer Konferenz über Zeitgeschichte als Streitgeschichte zusammen, aus der dann unser Buch hervorgegangen ist. Unter den Mitarbeitern finden wir solche mit klingenden Namen: Reinhart Kosellek, Hans-Ulrich Thamer, Norbert Frei, Włodzimierz Borodziej u.a.m.

Seit 2002 ist in der Medialisierung zeitgeschichtlicher Vorgaben einiges weitergegangen. Spätestens im Jahr 2005 sind wir – im Zeichen der 60-Jahr-Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs – in das Zeitalter des vollendeten Knoppismus eingetreten. Wir kennen nun endgültig Hitler in allen Lebenslagen, und selbstverständlich kennen wir ihn

und seine Kumpane und die Frauen um und hinter ihm aus dem Fernsehen. Die Autoren des vorliegenden Bandes nehmen die Entwicklung selbstverständlich zur Kenntnis, aber wundern tun sie sich doch eigentlich darüber, dass „die Debatten um diese Fragen [konkret: des sog. Historikerstreits von 1986/87] ... nicht in den Zeitschriften der Historiker [statt-] fanden, auch nicht in den *mixed zones* der Intellektuellen wie dem *Merkur* oder *Universitas*, sondern in den führenden Tages- und Wochenzeitungen der Bundesrepublik“, schreibt Ulrich Herbert (S. 105). „Ganz überwiegend im Feuilleton und kaum in den eigentlichen Fachzeitschriften“, so sehen das die Herausgeber (S.11).

Sie mögen sich doch freuen, dass es so ist, und gelegentlich daran denken, dass das gar nicht neu ist. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik dürften die geschichtswissenschaftlichen Aufreger den Weg in die Tagespresse gefunden haben. Das Problem, das sich inzwischen klarer abzeichnet, ist doch, dass die u.E. wünschenswerte Präsenz in der seriösen Tagespresse nicht mehr den Boden der breiten öffentlichen Diskussion sichern hilft, sondern dass gewisse Themen ins stoffhungrige Fernsehen geradezu abgesaugt werden, weil sie „Quote“ versprechen. Dort droht dem Zeithistoriker ein ambivalentes Schicksal: Entweder leistet er den Kraftakt und wird zum Zampano der „mediengerechten“ Präsentation oder er bleibt von einem gewissen Punkt ab draußen vor der Studiotür.

Die Herausgeber sehen das so: Die „Vermittlung in der Öffentlichkeit“ verlaufe häufig „jenseits wissenschaftsinterner Standards über die Foren der Massenmedien, angefan-

gen von den Kulturseiten der großen Tages- und Wochenzeitungen bis hin zu den *Histotainment-Formaten* der Rundfunkanstalten. Die wissenschaftlichen Vermittlungs- und Prüfungskanäle werden dadurch abgekürzt oder umgangen, und der Historiker, gedrängt durch die Abgabetermine der Zeitungsredaktionen und ein geschichtskulturelles *Event-Management*, droht zum öffentlichen Kolumnisten zu werden“ (S.10). Auch die Tatsache, dass „die Zeithistorie sich heute so augenfällig mit dem Zeitzeugen ausgesöhnt“ habe, verdanke sie nicht nur der Etablierung der *oral history*, „sondern auch einer gänzlich veränderten Stellung zur Öffentlichkeit, deren Ausdruck die konfrontative Debatte ist: Zeitgeschichte als Streitgeschichte.“ (Inzwischen gibt es Zeitgeschichtler, die am liebsten die Flucht ergreifen, wenn ein Zeitzeuge angekündigt wird.) Problem und Chancen sind also klar erkannt. Leider werden sie in den meisten Beiträgen nicht ebenso klar abgehandelt – nicht „auf den Punkt gebracht“, wie man heute wohl sagt.

Der Leser, der zielstrebig nach dem Verhältnis von Zeitgeschichtsschreibung und Massenkommunikation sucht, muss sich also ganz schön anstrengen, und er sollte an den Streitthemen als solchen interessiert sein, welche die hier versammelten Historiker für erinnerenswert halten. Ich zähle sie abschließend auf, gebe aber mit Absicht keine Erinnerungshilfen. Jeder prüfe sich selbst, wie wichtig die Themen seinem Gedächtnis waren: die Fischer-Kontroverse, die Diskussion um die Alltagsgeschichte, der Historikerstreit, Goldhagen, die Wehrmachtausstellung. Dazu gibt es Grundsatzüberlegungen zum Selbstverständnis der Zeitgeschichte sowie fünf Beiträge zu – in ihrem Land

strittigen – Vergangenheitsbewältigungsthemen in Frankreich, Polen, der Schweiz, Österreich und Spanien.

Michael Schmolke

Inge Klopfer: Friede Springer. Die Biographie. Hamburg: Hoffmann und Campe, 320 Seiten, 22,00 Euro.

Prädikat: empfehlenswert! So fällt in Kurzform das Urteil über Inge Klopfers Biographie der Verlegerin Friede Springer aus. Eine Anzeige in der „Welt am Sonntag“ führt die 23-jährige Friede Riewerts, Tochter eines Gärtners auf der Nordseeinsel Föhr, 1965 in den vornehmen Hamburger Stadtteil Blankenese: „Villenhaushalt sucht Kindermädchen“ (S. 22). Geschaltet hat die Anzeige Axel Cäsar Springer, der einflussreiche deutsche Zeitungsverleger. Er ist bereits in vierter Ehe verheiratet, seine Frau Helga hat eine Tochter in die Ehe mitgebracht, gemeinsam haben sie den damals dreijährigen Sohn Raimund Nicolaus. Friede Riewerts stellt sich vor und überzeugt durch ihre lebenswerte, bescheidene und zurückhaltende Art – vor allem den mächtigen Zeitungsverleger. Und das nachhaltig. Seit 1967 ist sie die Frau an seiner Seite, wenn auch lange nicht öffentlich. Stets ist sie in Reichweite. Wenn er z. B. in seinem Landhaus in Kampen auf der Insel Sylt Geschäftspartner und Freunde zu Gast hat, wartet sie in ihrer Wohnung im nahe gelegenen Ort List auf ihn. Springer bestimmt das Verhältnis, definiert Nähe und Distanz, formt sie nach seiner Vorstellung. Sie ist genauso geworden, wie er sie hatte haben wollen: „Wie er an seinen Zeitungen und Besitztümern, so hatte er auch an Friede seinen Gestaltungsdrang ausleben können. Hätte sie ihn irgendwann zurückgewiesen, wäre sie nicht (im Jahr

1978) seine Frau geworden. Sie diente ihm bedingungslos. Als Dienerin sah er sie, was er auch anderen sagte, ohne daß er ihrem Dienst den Beigeschmack einer niederen Tätigkeit gegeben hätte. Im Gegenteil: In ihrer dienenden Funktion war sie für ihn das Höchste“ (S. 89).

Fast zwei Jahrzehnte konzentriert sich ihr Dasein ausschließlich auf Springer. Friede widmet ihr Leben in einer für den Leser nicht nachvollziehbaren Weise in Totalität dem älteren Mann. Sie verzichtet um seiner Liebe willen auf eigene Begehrlichkeiten. Sehnsüchtig wünscht sie sich z. B. ein Kind von ihm, doch der mehrfache Vater lehnt das mit den Worten ab: „Wenn du Kinder willst, dann mußt du Herrn Müller oder Herrn Meier heiraten“ (S. 95). Springers Motiv für die ablehnende Haltung: Er ist nicht bereit, seine Gefährtin mit jemandem zu teilen. Sie soll ganz für ihn zur Verfügung stehen und ihre „Gedanken nicht auch noch an den Nachwuchs verschwenden“ (S. 95). Er ist eifersüchtig und hat Angst, er könne zu kurz kommen. Der Verleger fordert die uneingeschränkte Aufmerksamkeit von Friede, sie ist buchstäblich rund um die Uhr für ihn da.

Wie groß muss da die Leere sein, als Springer nach langer Krankheit stirbt: „Friede Springer spürte, daß der Tod ihres Mannes ihre wohlgeordnete Welt, in deren Zentrum der Verleger gestanden hatte, zum Einsturz gebracht hatte. Sie hatte für Springer gelebt, ausschließlich. Er hatte sie vollkommen vereinnahmt und ihr keine Freiräume gelassen. Aber das unbegrenzte Vertrauen, das er ihr schenkte, war ihr Glück. Es trug sie über all die Jahre, die sie nur ihm gewidmet hatte. Und es war der Grund ihres Bewusstseins, daß das fremdbestimmte Leben, dieses abgeleitete Dasein, das sie an seiner

Seite führte, nicht sinnlos war“ (S. 135).

Friede Springer, die gegenwärtig als einflussreichste deutsche Verlegerin gilt, hat ihrer Biographien Inge Kloepper in zahlreichen Gesprächen einen tiefen Einblick hinter die Fassade der Familie Springer und des Medienunternehmens gewährt. Die ersten neun Kapitel gehen ausführlich auf die Beziehung zwischen dem weltgewandten, eloquenten Medienmann, der sich gleichermaßen einen Ruf als politischer Geist wie auch als Lebemann und Playboy erworben hat, und dem Fräulein Riewerts, der späteren Frau Springer, ein. Die Vorbehaltlosigkeit, mit der aus dem Privatleben der Springers berichtet wird, ist überraschend. Doch die Biographie ist nicht nur spannend, weil im ersten Teil Persönliches aus dem Umfeld einer bekannten Verlegerfamilie berichtet wird. Der Wert des Buches besteht vor allem darin, dass der Leser Hintergründe zur deutschen Medienentwicklung nach Ende des Zweiten Weltkrieges erhält. Dies gilt insbesondere für den zweiten Teil des Buches (Kapitel 10-13).

Mit dem Tod Axel Cäsar Springers im Jahr 1985 droht das Lebenswerk des Verlegers zu zerfallen. Es kommt zu Auseinandersetzungen zwischen Testamentsvollstreckern, unzufriedenen Erben, Konzernvorständen und Aufsichtsräten. Es besteht große Gefahr, dass die Machtkämpfe zur Demontage des Medienhauses führen. Zudem versuchen die Konkurrenten Burda und Kirch, den Springer Verlag einzunehmen. Friede Springer, als Erbin zunächst völlig überfordert mit der Situation, sieht es als ihre Aufgabe, das Lebenswerk ihres verstorbenen Mannes vor der drohenden Zersplitterung zu bewahren.

Keiner hatte es ihr zugetraut, doch heute bestimmt sie – nach schwierigem Weg – als Mehrheits-

aktionärin den Kurs des Axel Springer Verlages. Die Witwe zeigte sich zäh, ehrgeizig und kämpferisch, auch wenn ihr Anschuldigungen und persönliche Diffamierungen sehr zu schaffen machten. Es ist beeindruckend, wie sich Friede Springer in der Verlagswelt zunehmend besser zurechtfinden konnte. Gegen großen Widerstand, auch von den Miterben, setzte sie sich durch. Dabei konnte sie auf ein Kapital zurückgreifen, das aus der ungewöhnlichen Beziehung zu Axel Cäsar Springer stammte. Er fand in ihr eine geduldige, höchst aufmerksame ZuhörerIn. Und das über viele Jahre hinweg. Auch wenn Friede Springer nicht im Tagesgeschäft zugegen war, hatte sie sich dennoch mit der Zeit durch die zahlreichen Ausführungen ihres Mannes ein umfangreiches Wissen über die Verlagsbranche angeeignet. Das kam ihr nach dem Tod des Verlegers zugute.

Es lohnt sich, diese Biographie zu lesen. Eindrucksvoll zeichnet Inge Kloepfer das Leben und Wirken der Verlegerwitwe nach. Zusätzlich zu den Interviews mit Friede Springer,

die Basis der Biographie sind, hat die Autorin umfangreiche Recherchen angestellt. Dazu zählen zahlreiche Gespräche mit der Familie Riewerts, mit privaten und beruflichen Weggefährten, mit Politikern und Managern, aber auch mit Gegnern. So hat sich ein facettenreiches Bild ergeben, das die Autorin in einer sprachlich gut zu lesenden Lektüre zusammengefasst hat. Kritisch anzumerken ist allenfalls, dass die ersten neun Kapitel stellenweise etwas zu langatmig ausgefallen sind.

Der Aufstieg vom Kindermädchen an die Spitze des größten europäischen Zeitungshauses ist nicht nur die persönliche Lebensgeschichte der Friede Springer, geborene Riewerts, sondern auch ein Kapitel deutscher Mediengeschichte. Und diese Lebens- und Mediengeschichte ist real, und nicht, so unglaublich es auch klingt, Drehbuchvorlage einer Soap. Fazit: Die Biographie ist interessant, informativ und imponierend – oder wie bereits eingangs erwähnt: empfehlenswert!

Ute Stenert